

Bonifatius und seine Bedeutung für heute¹

Klaus Schatz, Frankfurt

Keine Begebenheit aus dem Leben des Bonifatius ist so populär und bekannt wie die Fällung der *Donar-Eiche* bei Geismar in Nordhessen. Sein Biograf *Willibald* beschreibt die Szene: Der Heilige führt den Heiden, die ihn in ihrem Herzen verwünschen, die Machtlosigkeit ihres Gottes Donar handgreiflich vor Augen, indem nach den ersten Axthieben die ihrem Götzen geweihte Eiche niederstürzt und in vier gleich große Stücke zerburst. Auf dieses Wunder hin bekehren sich die Heiden zum christlichen Glauben.² Dies gilt auch manchen neueren Historikern als überzeugende »Tatmission«, genau dem Mentalitäts horizont und der Fassungskraft der heidnischen Germanen angepasst. In Wirklichkeit jedoch ist die Bedeutung dieses Ereignisses – seine von manchen neuen Forschern bestrittene Historizität einmal vorausgesetzt – eine durchaus andere, als wir sie ihm gewöhnlich beimesse. Denn bei der Fällung der Donar-Eiche hatte es Bonifatius nicht oder zum geringsten Teil mit echten Heiden zu tun – die hätten wahrscheinlich aggressiv auf die Zerstörung ihres Heiligtums reagiert und sich keineswegs bekehren lassen. Er hatte es vielmehr mit Christen zu tun, die auch noch im Banne heidnischer Tabus standen oder heidnische Kultstätten aufsuchten und dort opferten. Die Fällung der Donar-Eiche ist deshalb wohl im Kontext des Kampfes gegen den *christlich-heidnischen Synkretismus* zu sehen.

Kultsukzession und Synkretismus

Genau so wichtig oder vielleicht noch wichtiger als die Fällung der Eiche ist, was Bonifatius danach mit dem Holz des Baumes macht. Er lässt nämlich eine Kirche daraus bauen, die er dem heiligen Petrus weiht. Dies ist ein Beispiel für Kultsukzession, der vielleicht wichtigsten Form der Inkulturation, die bei der Germanenmission befolgt wurde und die sich auf eine Weisung *Gregors des Großen* für die Angelsachsenmission stützte.³ Sie ging von der Einsicht aus, dass für archaische Menschen Religion viel mehr mit heiligen Orten verbun-

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten in Limburg im Rahmen der *Limburger Kreuzwoche* 2004. Winfried Bonifatius, OSB, hl. (Fest 5. Juni), * 672/675 in Wessex, † 5.6.754 bei Dokkum (Friesland).

² Vgl. *Willibalds Leben des Bonifatius*, in: Briefe des Bonifatius. Nebst einigen zeitgenössischen Dokumenten [...] neu bearb. von R. Rau, Darmstadt 1968, 494.

³ Vgl. Gregor der Große, *Epistolae XI*, 76 (PL 77, 1215–1217).

den ist als mit Inhalten. Inhalte können wechseln, heilige Orte bleiben. Deshalb ist für die Einwurzelung des Christentums nichts wichtiger, als dass man diese Orte neu christlich besetzt, an Stelle von Tempeln Kirchen baut. Aber weshalb gerade eine Kirche des Petrus?

Hier ist nicht unwichtig, dass es in der germanischen Religion zwei Hauptgötter gab: zum einen *Wotan* (oder *Odin* bei den Nordgermanen), den Schlachtenlenker, den Herrn der menschlichen Geschicke, zum anderen *Donar* oder *Thor*, den Gott des Wetters, des Wachstums, auch des häuslichen Herdes, kurz den Gott der Natur. An die Stelle von Wotan trat nun Christus als der mächtigere Gott der Schlachten und der Völker. Wer aber trat an die Stelle Donars? Nichts lag näher, als an seine Stelle Petrus zu setzen, der die Schlüssel des Himmels in der Hand hatte.

Wenn für unser Bewusstsein Bonifatius vor allem der große Heidenmissionar ist, dann entspricht dies zwar dem, was auch er selbst in erster Linie sein wollte, als er 716 im Alter von schon mehr als vierzig Jahren die apostolische »Peregrinatio«, die Pilgerfahrt in die Fremde, auf sich nahm. Tatsächlich aber besteht nicht darin seine Hauptbedeutung und geschichtliche Wirkung. Missioniert haben schon viele andere vor ihm. So gut wie vollständig christianisiert waren die linksrheinischen Gebiete, aber auch die süddeutschen Stämme der Alemannen und Bayern. Zur Zeit des Bonifatius kaum oder noch gar nicht missionarisch berührt waren das heutige Norddeutschland, d.h. das Gebiet des sächsischen Stammes und das Gebiet der Friesen, wo er zu Beginn seiner Missionsreisen (mit eher bescheidenen Erfolgen) tätig war und am Ende seines Lebens, vor seinem gewaltsamen Tod. Sein eigentliches Wirkungsgebiet war der mainfränkisch-hessisch-thüringische Raum, etwa das Gebiet der heutigen Bundesländer Hessen, Thüringen sowie des Nordens Bayerns.

Das Christentum war dort keineswegs neu, das Hauptproblem, mit dem sich Bonifatius hier auseinanderzusetzen hatte, war vielmehr der heidnisch-christliche Synkretismus, das ineinander von christlichen und heidnischen Glaubensvorstellungen und religiösen Praktiken. Dies aber hing wiederum zusammen mit der Eigenart germanisch-vorchristlicher Religiosität: Der germanische Götterhimmel war nicht exklusiv, sondern offen für Neuaufnahmen, ja für »Aufsteiger-Götter«, die sich bewähren und allmählich zu führenden Stellungen aufrücken konnten. »Den Krist« als zusätzlichen Gott zu verehren, ja sich persönlich besonders an ihn zu binden, war deshalb nicht das Problem.

Das eigentliche Problem war der *Ausschließlichkeitsanspruch* des christlichen Gottes, also die Abkehr von den alten Göttern. Das Problem war nicht, die Taufe zu empfangen, an der Messe teilzunehmen, christliche Segnungen zu empfangen, die sich dazu noch durch ihre Exotik empfahlen und magische Wirkung versprachen. Das Problem war, nicht mehr gleichzeitig zu den heiligen Bäumen und Quellen zu pilgern. Und damit vor allem hatte sich Bonifati-

us auseinanderzusetzen. Er berichtet selbst von Priestern, die das Messopfer feierten und gleichzeitig noch Wotan opferten und an heidnischen Opfermählern teilnahmen.⁴

Bonifatius hat wohl mehr Menschen, die halb Christen und halb Heiden waren, vom heidnischen Kult abgebracht als Ungetaufte bekehrt. Geschichtlich bedeutend ist Bonifatius vor allem als Organisator, Ordner und Gestalter der Kirche Austrasiens, d.h. des Ostens des Frankenreiches, viel mehr denn als Missionar. Gerade darin aber entzieht er sich einer allzu leichten Vereinnahmung, begegnet uns vielmehr in seiner ganzen Fremdheit und Sperrigkeit. Es hieße, den historischen Graben zwischen ihm und uns zu ignorieren, wenn wir uns nicht zunächst dieser Fremdheit und Sperrigkeit stellen. So leicht lassen sich Gestalt und Wirken des Bonifatius nicht aktualisieren.

Kein Sinn für Inkulturation

Inkulturation im heutigen Sinne ist dem historischen Bonifatius fremd, erst recht interreligiöser Dialog. Die heidnische Religion ist für ihn selbstverständlich Teufelswerk, die Menschen von ihr zu befreien, heißt, sie von der Herrschaft Satans zu befreien. Abgesehen von dem bereits erwähnten Fall der *Kultsukzession* geht Bonifatius jedoch bei der Annäherung von christlichem und heidnischem Brauchtum nicht gerade pädagogisch vor. Immer wieder wendet er sich aufs Schärfste gegen alles, was aus dem Heidentum stammt. In unseren Köpfen hat sich ja die Vorstellung festgesetzt, dass die Kirche im frühen Mittelalter heidnische Gebräuche übernommen, umgeformt und so allmählich verchristlicht habe. Diese stimmt aber so eigentlich erst für das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit. Bei Bonifatius herrscht zunächst einmal eine ganz andere Linie vor: *rigoroser Kampf* gegen alle heidnischen Gebräuche, nicht Anpassung und Anknüpfung. Hinzu kommt bei ihm persönlich offensichtlich die Schwierigkeit, sich in die ganz andere Welt des östlichen Frankenreichs einzufühlen, vor allem in das dortige mit Heidnischem vermischte Christentum. Er maß alles an der Ordnung der angelsächsischen Kirche, der er entstammte, und zumal dort, wo er sich auf römische Traditionen und päpstliche Weisungen berufen konnte, kannte er keine Kompromisse.

⁴ Vgl. *Briefe des Bonifatius*. Nebst einigen zeitgenössischen Dokumenten [...] neu bearb. von R. Rau. Darmstadt 1968, 261.

Bekämpfung des Heidentums mit weltlicher Unterstützung

Für Bonifatius ist die Unterstützung durch die fränkische Staatsgewalt von elementarer Wichtigkeit, sowohl um die Ordnung der Kirche aufrechtzuerhalten, wie um heidnische Bräuche, durchaus auch mit Gewalt, zu unterdrücken. Wie wenig er ohne sie auszurichten vermochte, wird deutlich im Brief an den vertrauten Bischof *Daniel von Winchester*:

„Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich weder das Kirchenvolk leiten noch die Priester und Geistlichen, die Mönche und Gottesmägde beschirmen, noch ohne seinen Auftrag und die Furcht vor ihm heidnische Bräuche und die Greuel des Götzendienstes in Germanien verhindern.“⁵

Wenn seine Mission weniger *Zwangsmision* war als aus diesen Worten zu sprechen scheint, dann wegen der notorischen Schwäche frühmittelalterlicher Staatsmacht, die zur Folge hatte, dass Zwang und Gewalt in der Mission des frühen Mittelalters weniger vorherrschten, als die offizielle kirchliche Doktrin zuließ. Hinzu kommt, dass die fränkischen Hausmeier *Karl Martell* und dann nach 747 wieder *Pippin* mehr politische Rücksicht auf den Adel nahmen, als Bonifatius lieb war. Diese enge Bindung an die Staatsgewalt ist freilich im Lichte der damaligen Alternative zu sehen. Und diese lautete nicht: eine freie Kirche, auf ihre eigenen Kräfte gestützt, sondern: eine von den lokalen Macht-habern beherrschte Kirche. Das *Eigenkirchenwesen* hatte den einzelnen Priester von seinem Grundherrn abhängig werden lassen und den Bischöfen jegliche Aufsicht über den Klerus entzogen.

Im Allgemeinen gilt für das Frühmittelalter: Die Kirche wird entweder vom Königtum oder vom Adel beherrscht. Im ersten Fall bestehen tendenziell mehr Chancen, Normen und Grundsätze der kirchlichen Tradition durchzusetzen. Hierin liegt von Bonifatius an bis zur ottonischen und frühsalischen Zeit jene offizielle kirchliche Haltung begründet, die man »Option für das König-tum« nennen könnte. Erst mit der gregorianischen Wende des 11. Jahrhunderts wird diese Linie ihre erste Brechung und Krise erfahren.

Archaisch-religiöse Petrusverbundenheit

Noch bezeichnender freilich ist für Bonifatius die Bindung an Rom als dem Sitz Petri. Nicht nur besucht Bonifatius dreimal in seinem Leben die ewige Stadt, er wird dort auch 722 zum Bischof geweiht und erhält 732 mit dem Pallium die Erzbischofswürde, nicht nur ordnet er als *päpstlicher Legat* die Kirche Germaniens, vor allem wendet er sich immer wieder um Rat an Rom, oft in scheinbaren Kleinigkeiten, etwa ob bei der Messfeier ein oder zwei Kelche auf

⁵ AaO., 191.

dem Altar stehen sollen (denn damals war die Kelchcommunion der Laien noch allgemein üblich),⁶ oder wie viele Kreuzzeichen beim Messkanon zu machen seien.⁷ Er will sich immer wieder vergewissern, wie es die *römische Kirche* in Lehre und Praxis hält.⁸ Rom ist der Ort privilegierter Tradition, der Papst Sprecher und Zeuge dieser Tradition. Für Bonifatius bildet wie für die meisten Menschen des frühen Mittelalters alles in Glauben und Leben eine Einheit, vom Glauben und der Liturgie bis zu jener Frage, die selbst *Papst Zacharias* offensichtlich zuviel war, als er dem Bonifatius erwiderte:

„Du hast gefragt, nach wie viel Zeit man Speck essen soll. Uns ist dafür von den Vätern keine Weisung gegeben. Wir geben Dir daher aber auf Deine Bitte den Rat, ihn erst zu essen, wenn er über dem Rauch getrocknet oder auf dem Feuer gekocht worden ist; hat man aber Lust ihn ungekocht zu essen, soll man das erst nach dem Osterfeste tun.“⁹

Man hat diese Rombindung des Bonifatius kritisiert, von protestantischer und – im Namen eines legitimen kirchlichen Pluralismus – auch von katholischer Seite. An die Stelle der bisher auch im lateinischen Westen bestehenden Vielheit von Landeskirchen tritt hier zwar noch keineswegs der administrative römische Zentralismus – der war in der Karolingerzeit undenkbar: der König regiert die Kirche –, wohl aber die Vorstellung, »katholisch« bedeute Angleichung in Liturgie und Recht (und nicht nur im Glauben) an die römische Kirche. Was daran jedoch den Eindruck der Fremdheit verstärkt, ist der ausgesprochen *archaisch-religiöse Hintergrund*, den diese Bindung des Bonifatius und seiner Zeitgenossen an Rom und die römische Petustradition hat: Im Heimatland des Bonifatius, im Königreich Northumbria, hatte man sich schon während der *Synode von Whitby* 664 dafür entschieden, den römischen Ostertermin und nicht den irischen zu übernehmen.¹⁰ Bei Bonifatius und später in der Karolingerzeit ist die Übernahme der römischen Liturgie von dem Gedanken bestimmt, dass es in der Religion und besonders im Kult auf die »richtigen« Vollzüge, auf den »korrekten« Verlauf ankomme, weil anders die göttliche Wirklichkeit nicht wirksam erreicht werden könne. Die beste Gewähr für die richtigen religiösen Vollzüge ist die Tradition des Petrus, die in der römischen Kirche gegenwärtig ist.¹¹

⁶ Vgl. *aaO.*, 91f.

⁷ Vgl. *aaO.*, 301.

⁸ So in der Wiedergabe seiner Anfragen durch Papst Gregor II.; vgl. *aaO.*, 91.

⁹ *AaO.*, 299.

¹⁰ Die Iren berufen sich auf *Kolumban* als Autorität, die römische Partei auf *Petrus*. König *Oswiu* fällt die Entscheidung. Als er nämlich von der Rede hört, mit der Jesus Petrus die Schlüssel des Himmelreiches verleiht (Mt 16,18f.), fragt er die Iren, ob sie ähnliche Worte Jesu an den heiligen Kolumban anführen könnten! Natürlich können sie das nicht; und damit steht für den König fest: Wenn Petrus die Schlüssel des Himmels hat, dann wolle er ihm nicht widersprechen, „damit nicht dann, wenn ich zur Pforte des Himmels komme, niemand ist, der aufmacht, weil der sich abgewendet hat, der erwiesenermaßen die Schlüssel besitzt“ (Beda der Ehrwürdige, *Kirchengeschichte des englischen Volkes*. Übers. von V.G. Spitzbart. Darmstadt 1997, 295).

¹¹ Dazu bes. R. Schieffer, „*Redeamus ad fontes*“. *Rom als Ort authentischer Überlieferung im*

Angst vor dem göttlichen Gericht

Bonifatius war in einem Maße von der Angst vor dem göttlichen Gericht bestimmt, dass es seiner Religiosität in unseren Augen etwas Bedrückendes verleiht.¹² Das ist zum einen zeitgeschichtlich bedingt, hängt aber auch mit seinem Wesen und seinem Werdegang zusammen: Absolut lauter, sehr gewissenhaft und genau, fühlt er sich überfordert, und dies insbesondere in der ihm immer bis zu einem gewissen Grade fremden Wirklichkeit Germaniens. Gerade gegen Ende seines Lebens scheint er angefochten von pessimistischen Stimmungen, von Zweifeln am Erfolg seiner Tätigkeit. So schreibt er 747 an Erzbischof *Cudbert von Canterbury*:

„Wir haben in den Fluten eines wilden Meers ein für allemal ein Schiff zu steuern übernommen, das wir weder richtig lenken können noch auch ohne Sünde im Stich lassen dürfen.“¹³

Und dann die nagende Frage: Habe ich versagt? Bonifatius, gewissenhaft bis ins Letzte, lebt aus all den Schriftstellen, die von Wachsamkeit und Hirtenwache sprechen, aber auch das „Wehe“ verkünden den verantwortungslosen Hirten, die sich selbst weiden.

„Diese und ähnliche Betrachtungen haben mich erschreckt, und Furcht und Zittern ist über mich gekommen, und die Finsternis meiner Sünden hat mich fast zugedeckt, und das einmal übernommene Steuer der Kirche gänzlich aus der Hand zu geben, wäre mir lieb und recht gewesen, wenn ich das bloß fertig brächte.“¹⁴

Doch ist auch für ihn nicht die Angst vor dem Gericht das Letzte, sondern das Vertrauen auf den, der ihn berufen hat. Und so fährt er fort:

„Vertrauen wir dem, der uns die Last auferlegt hat. Was wir nicht durch uns tragen können, wollen wir durch den tragen, der allmächtig ist und sagt: Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.“¹⁵

In einer letzten Dimension weiß er die Antwort – aber emotional ist für ihn die Gerichtsangst doch stärker.

Ist uns also Bonifatius nicht doch so fremd, sind nicht gerade die historischen Rahmenbedingungen und mentalen Voraussetzungen seines Wirkens so

frühen Mittelalter, in: A. Angenendt/Ders., *Roma – Caput et Fons. Zwei Vorträge über das päpstliche Rom zwischen Altertum und Mittelalter*. Opladen 1989, 45–70; A. Angenendt, *Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900*. Stuttgart 1990, 456f. u. K. Schatz, *Königliche Kirchenregierung und römische Petrus-Überlieferung im Kreise Karls des Großen*, in: R. Berndt (Hrsg.), *Das Frankfurter Konzil von 794. Kristallisierungspunkt karolingischer Kultur*. Mainz 1997, 357–371.

¹² Dazu immer noch lesenswert: E. Iserloh, *Die Kontinuität des Christentums beim Übergang von der Antike zum Mittelalter im Lichte der Glaubensverkündigung des hl. Bonifatius*, in: Trierer Theologische Zeitschrift 63 (1954), 193–205.

¹³ *Briefe des Bonifatius* (Anm. 4), 243.

¹⁴ AaO., 251.

¹⁵ *Ebd.*

radikal anders, dass es schwer fällt, von seiner aktuellen Bedeutung zu sprechen? Dass seine geschichtliche Bedeutung keineswegs nur für die Kirche Deutschlands, sondern für das ganze Abendland immens ist, steht außer Zweifel: Es sei nur an die *Bindung an Rom* erinnert, die er der fränkischen und damit der ganzen abendländischen Kirche übermittelte – mag man sie nun positiv beurteilen oder nicht. Aber können wir dem, was er zu seiner Zeit gewollt, versucht und verwirklicht hat, exemplarische Bedeutung für uns heute abgewinnen, ohne im Grunde anachronistisch zu werden?

Mission gegen Gentilreligion

Bonifatius folgte einem inneren Impuls, als er seinem Leben eine neue Richtung gab. Er war kein junger Mann mehr, als er 716 seine angelsächsische Heimat verließ und sich der Mission widmete. Er war ein anerkannter und angesehener Lehrer, Leiter der *Klosteschule von Nursling*, literarisch hochgebildet und sicher einer der bedeutendsten geistigen Köpfe der angelsächsischen Kirche seiner Zeit. Wenn wir freilich fragen, was genau ihn zu dieser Wende motivierte, lassen uns die Quellen im Stich. Seine persönlichen Motive kennen wir nicht. Aber wir kennen die geistliche Tradition, in die er sich stellte, nämlich das Ideal der »Peregrinatio«, wie es zuerst von irischen Mönchen und Glaubensboten, dann in ihrer Nachfolge von Angelsachsen gelebt wurde. Es war das Ideal, Christus dadurch radikal nachzufolgen, dass man sich von allen Bindungen an Heimat und Familie löste und in die Fremde zog. Zunächst ein rein *asketisches Ideal*, bekam es aber schon bei den Iren, etwa bei *Kolumban* um 590, missionarische Bedeutung.

Das Christentum war drauf und dran, in den bereits bekehrten Reichen und Stämmen zur Reichs- oder Stammesreligion, Christus zum Volks- oder Stammsgott zu werden: Jedes Volk hat seine Götter; die Kraft der Götter wurzelt im Boden; und wer anderswohin zieht, unterstellt sich anderen Göttern: Dieses *gentilreligiöse Verständnis* bedrohte auch das Christentum und seine universalmissionarische Dimension, zumindest von dem Zeitpunkt an, als nicht mehr die »eine Welt« des römischen Reiches, sondern viele Welten existierten, die nur wenig Verbindung miteinander hatten. Im westlichen Christentum wurde an zwei Orten dieses gentilreligiöse Verständnis aufgebrochen und missionarisches Bewusstsein neu geweckt,¹⁶ bei den Iren, mit dem Ideal ihrer »Peregrinatio« als radikaler Christusnachfolge, und in Rom, durch die universale Verpflichtung des römischen Bischofs, besonders seit *Gregor dem Großen*, der im

¹⁶ Dazu bes. W. Fritze, *Universalis gentium confessio. Formeln, Träger und Wege universalmissionarischen Denkens im 7. Jahrhundert*, in: Frühmittelalterliche Studien 3 (1969), 78–130.

Jahre 596 die Initiative zur Angelsachsenmission ergriff. Beides kommt gleichsam bei Bonifatius zusammen.

Nun ist gentilreligiöses Denken in seiner spezifisch archaischen Form für uns sicher keine Versuchung, wohl aber das Beliebigkeitsdenken der Postmoderne, das von allen universalen Wahrheitsansprüchen Abstand nimmt, und »pluralistischen« Religionstheorien das Wort redet. Eine moderne Form gentilreligiösen Denkens begegnet in der bei vielen verbreiteten Vorstellung vom Christentum als der kulturell-religiösen Tradition, aus der wir leben, während andere, genau so glücklich, aus anderen Traditionen leben. Mission als Bestreben, andere, wenn auch noch so behutsam, von der eigenen Wahrheit zu überzeugen, gilt hier schon als sublimer Imperialismus.

Nur ist eben Mission keine Zugabe der christlichen Kirche. Christentum gibt es nur, weil es Mission gibt; sonst wäre es beim Judentum geblieben, einmal abgesehen davon, dass dieses selbst in der Zeit Jesu missionarischer war, als uns meist bewusst ist. Mission als Sendung zu allen Völkern, und dies in der Sendung des auferstandenen Christus gründend, ist Seinsgrund des Christentums überhaupt. Doch die Geschichte zeigt, dass diese missionarische Dimension immer wieder neu entdeckt und gegen die Versuchung gentilreligiöser Selbstgenügsamkeit erkämpft werden musste. Diese missionarische Dimension hat, wie schon im Frühmittelalter und besonders bei Bonifatius, zwei wesentliche Wurzeln: eine spirituelle und eine institutionelle, nämlich die *radikale Christusnachfolge* und die *universalkirchliche Einheit*, verkörpert im römischen Bischof als ihrem Zentrum. Wo der Sinn für beides schwindet, schwindet auch der Sinn für Mission.

Tradition gegen allzu leichte Anpassung

Bonifatius sagt uns die auch heute bitter notwendige Wahrheit, dass bei dem Schritt der Kirche zu neuen Völkern oder überhaupt bei geschichtlichen Übergangsprozessen die Devise nicht einfach »Anpassung« sein kann. Eine solche Anpassung kann sich als sehr gefährlicher Irrweg erweisen und das Salz des Christentums schal werden lassen. Bonifatius hatte es mit einer Kirche zu tun, die sich in erschreckender Weise auf Kosten der christlichen Substanz an die Lebenswelt und Moralvorstellungen des germanischen Kriegsadelns angepasst hatte. Die Verweltlichung des Klerus, mit der Bonifatius zu kämpfen hatte, hängt zusammen mit der *Germanisierung des Christentums* und der Anpassung an die Normen und Werte des germanischen Kriegsadelns. Von dem Augenblick an, als dieser germanische Kriegsadel in den Besitz der Bischofsstühle gelangt, als in den Bischofslisten von Köln, Trier oder Straßburg nicht mehr lateinische, sonder germanische Namen stehen – und das ist meist um 600 der

Fall, – leben diese Bischöfe auch wie Herren ihres Standes: Sie gehen auf die Jagd und ziehen in den Krieg.¹⁷ *Gewilib* etwa, Bischof von Mainz, übte Blutrache, indem er auf einem Sachsenfeldzug den Mörder seines Vaters und Vorgängers im Amt unter dem Schein einer Unterredung zu sich bat und dann umbrachte. Die *Mainzer Bonifatius-Vita* berichtet dies nüchtern und sachlich,¹⁸ denn im Grunde hatte er nur getan, was ihm seine Ehre gebot. Bonifatius hingegen ließ *Gewilib* auf einer Synode absetzen.

Das Fazit: Überall dort, wo Inkulturation, also Einpflanzung des Christentums, gezielt und konfrontierend unternommen wurde und wird, war und ist das Ergebnis entweder Häresie oder moralische Verirrung, in jedem Fall Verkürzung des Christlichen. Inkulturation im richtigen Sinne – eine im übrigen sehr langsam wachsende und reifende Pflanze – gelingt nur, wenn man Christentum und christliches Leben schlechthin intendiert, und dies natürlich als Mensch seiner Zeit, seiner Kultur und seines Volkes.

In diesem Kontext steht auch die Rombindung des Bonifatius. Sie hat sicher ihre uns sehr fremden Begleiterscheinungen. Aber gerade einer heute oft allzu personenfixierten Papstbindung mag sie als Korrektiv dienen, eben weil sie nicht auf die Person des Papstes konzentriert ist. Sie ist objektiver. Und gewiss haben auch nicht alle Päpste die Situation, in der sich Bonifatius befand, verstanden. Sein erster Papst, *Gregor II.* (715–31), ein Römer, der klar erkannte, dass die Zukunft der Kirche im Westen und bei den Germanen lag, war wohl der weitsichtigste. Sein Nachfolger *Gregor III.* (von Abstammung Syrer, 731–41) konnte sich schon schwerer in die »germanischen Wälder« hineindenken. Aber Rom ist für Bonifatius vor allem der Ort, wo die Kirche mit ihrem apostolischen Ursprung verbunden ist. Als es darum ging, eine verweltlichte, mit dem Heidentum vermischt Kirche zu erneuern, konnte dies für ihn nur in engstem Anschluss an jene Instanz geschehen, die die Tradition verkörpert, eben an Rom. Deshalb lässt sich Bonifatius von den Päpsten die Sendung geben, lässt sich in Rom zum Bischof weißen. Nicht weil er dies aus praktischen Gründen brauchte: Für den Erfolg seiner Mission ist die Beziehung zur fränkischen Staatsgewalt wesentlich wichtiger, denn die fränkische Kirche wird nicht von Rom, sondern vom König bzw. vom fränkischen Hausmeier regiert.

Verbindlichkeit gegen Auswahlchristentum

Der christlich-heidnische Synkretismus der Zeitgenossen des Bonifatius, die meinten, *Christus* und gleichzeitig *Donar* oder *Wotan* dienen zu können, mag

¹⁷ Vgl. E. Ewig, in: H. Jedin (Hrsg.), *Handbuch der Kirchengeschichte*, Bd. 2/2. Freiburg 1975, 111.

¹⁸ Vgl. *Vitae Sancti Bonifatii*. Ed. W. Levison. Hannover, Leipzig 1905, 90–93 u. 154–157.

für uns Heutige keine Versuchung sein, ist jedoch in gewandelter Gestalt wieder erschreckend modern, nämlich in der verbreiteten Tendenz, sich aus beliebigen Versatzstücken einen persönlichen Glauben zusammenzusetzen, wobei letztlich einzig gültiges Kriterium das ist, was mir subjektiv Lebenshilfe bietet. Wenn damals die Taufe zu einer magischen Segens- und Zauberformel wurde, zu allem brauchbar, losgelöst von ihrem kirchlichen Kontext, dann gibt es heute, im evangelischen Bereich freilich viel mehr, aber auch vereinzelt unter katholischen Priestern die Meinung, im Sinne einer unbegrenzten Gastfreundschaft die Eucharistie allen spenden zu können, auch Nichtchristen, auch solchen, die nicht getauft sind. Diese Tendenz ist zumal unter solchen sehr verbreitet, die nur noch eine lockere Bindung an die Kirche haben, und entspringt einer vagen Religiosität. Taufe, Erstkommunion und Heirat werden als numinos-sakrale Ausschmückung von Lebenswenden gestaltet, ohne sich damit an eine kontinuierliche christliche Lebenspraxis gebunden zu fühlen. Auch zur Zeit des Bonifatius wurden christliche Riten, die gerade wegen ihrer Exotik – wer verstand schon Latein? – faszinierend und anziehend wirkten, bereitwillig übernommen, aber eben mit heidnischen Gebräuchen vermischt. So radikal verschieden die damalige Situation von der heutigen war, bleibt als verbindende Einsicht: *Christlicher Glaube bildet ein Ganzes*, ist nicht durch uns willkürlich zusammensetzbare, sondern beruht auf der Offenbarung durch Christus und ist durch die Kirche überliefert, und seine Einzelteile sind ohne dieses Ganze weder zu haben noch sinnvoll.

Gleichgewicht von kirchlicher Struktur und geistlichen Zentren

Gerade zur Zeit des Bonifatius gab es einen massiven Trend zur »Privatisierung« des Kirchlichen. Dies war das *Eigenkirchenwesen*. Die altkirchliche Gemeindestruktur, die im Bischof ihren Mittelpunkt hatte, war an eine damals schon vergangene politisch-soziale Ordnung gebunden, die antike hellenistisch-römische Stadtkultur. Der Bischof war der Seelsorger der Stadt; kirchliche Öffentlichkeit, etwa die Bischofswahlen, spielte sich in der Stadt ab, welche den primären Lebensraum für den antiken Menschen bildete. Das Land war hier eher Zubehör; es war auch kirchlich unzureichend erfasst.

Auf den Wandel, der sich in der Folgezeit abzeichnete, war die kirchliche Organisation kaum oder gar nicht vorbereitet. Die Städte verfielen, verloren an Bedeutung und gleichzeitig wurde das Land immer mehr christianisiert; rechts des Rheins wurden weite Gebiete, die nie zum Römischen Reich gehört hatten und keine Städte, daher auch keine bischöfliche Organisation kannten, zum christlichen Glauben bekehrt. Hier bildete sich nun das Eigenkirchenwesen als »Religion in Privatregie«, d.h. adlige Grundherren gründeten ihre Kirche und

stellten ihre Priester an, die sich ihnen unterzuordnen hatten. Die Entwicklung in den Sakramenten, z.B. in der Taufspendung, der Buße und der Messfeier, läuft auf die Privatisierung dessen hinaus, was einmal öffentlicher Gemeindevollzug war, und zwar wesentlich auch deshalb, weil die altkirchliche Gemeindeform in einer Gesellschaft, in der die Mehrzahl der Menschen nicht einmal in Dörfern lebte, sondern auf Einzelhöfen, gar keinen Platz mehr hatte.

Die irischen Glaubensboten brachten von Irland eine neue Form der Kirche mit, deren Mittelpunkt nicht mehr der Bischof, sondern das Kloster war. Entweder zogen sie wandernd umher, predigten überall, weihten auch Priester, die aber dann keinem Bischof fest unterstanden, oder sie gründeten Klöster, residierten dann als Klosterbischof in einem Kloster, hatten jedoch weder eine fest umschriebene Diözese noch einen Klerus, der ihnen unterstand.

Bonifatius' Bedeutung besteht darin, dass er zunächst Bayern, dann auch die rechtsrheinischen Territorien in Bistümer gliederte und kirchlich strukturierte. Ihnen war ein Klerus fest zugeordnet, sie hatten klare Gebietsgrenzen, die auch ländliche Gegenden umfassten. Würzburg und Eichstätt sind noch bestehende Beispiele für diese Reform. Bonifatius sorgte auch für feste Strukturen und kirchliche Ordnung auf *Metropolitanebene* und vor allem für *Synoden*, ein für ihn äußerst wichtiges Mittel der kirchlichen Erneuerung. Aber auch die Klöster lagen ihm am Herzen als geistliche Mittelpunkte und Kraftzentren, als Stätten der Bildung und Ausbildung. Er hat nicht nur Bistümer gegründet, sondern auch Klöster: die *Männerklöster* Amöneburg, Ohrdruf, Fritzlar, schließlich als Krönung Fulda, die *Frauenklöster* Tauberbischofsheim, Kitzingen und Ochsenfurt.

Diese Doppelstruktur ist wohl in allen Epochen und auch heute für das Leben und das rechte Gedeihen der Kirche lebenswichtig: einerseits bischöflich-synodale Kirchenorganisation, andererseits geistliche Zentren oder geistliche Gemeinschaften. Das rechtliche Verhältnis, in dem beides zueinander steht, wandelt sich in erheblichem Maße im Laufe der Zeit; aber beides ist und bleibt für die Kirche wichtig. Ohne feste Struktur zerfällt das kirchliche Leben, ohne geistliche Zentren und lebendige Kommunitäten, ob Ordensgemeinschaften oder moderne geistliche Gemeinschaften, trocknet es aus.

Buch und Lesekultur

Was Bonifatius in Briefen an seine angelsächsischen Freunde und Bekannte – abgesehen von Gebetshilfe – immer wieder erbittet, was sein Lebenselixier ist, sind Bücher. Denn damals waren die britischen Inseln der einzige Fleck des westlichen Europa, wo es geistige Tätigkeit gab, wo abgeschrieben und Neues geschrieben wurde – wir sind noch nicht in der Zeit *Karls des Großen*, in der auch im Frankenreich das literarische Leben erwacht und wieder Bücher abge-

schrieben und geschrieben werden. Am wichtigsten ist für ihn das Wort Gottes, die Heilige Schrift. „Wer die finsteren Winkel der Völker Germaniens durchziehen muss, würde in die Schlinge des Todes fallen, wenn er nicht als Leuchte für die Füße und als Licht auf seinen Wegen das Wort Gottes hätte.“¹⁹ – so schreibt er um 735 an die Äbtissin *Eadburg*, der er für empfangene Bücher dankt.

Christliche Religion ist zumindest bei denen, die ihre verantwortlichen Vermittler sind, ob Priester oder Laien, auf Lesen und Lesekultur angewiesen. Die Tradierung des Christentums beruht auf bestimmten Bildungsvoraussetzungen; und die lassen sich nicht einfach auf Spezialisten abschieben, weil diese ja nicht nur die Aufgabe haben, Kenntnisse zu vermitteln, sondern kirchliches Bewusstsein zu prägen, und gerade diese Aufgabe nicht mehr erfüllen können, wenn sie nicht in einem größeren Medium des theologischen Interesses und der Lesekultur leben. Es kann Zeiten geben, in denen diese Bildungsvoraussetzungen nicht selbstverständlich sind, in der profanen Gesellschaft dahinschwinden und die Kirche selbst sich diese Bildungsvoraussetzungen neu schaffen muss, wie im Frühmittelalter und vielleicht in ganz anderer Weise heute. Die Anstrengung des Lesens, die *Pflege einer Lesekultur* und weiter die Beschäftigung mit der Vergangenheit, mit ihren Zeugnissen, sind nicht nur kulturelle, sondern letztlich auch spirituelle Werte.

Dies alles mag nachdenklich stimmen. Dass aber Bonifatius, selbst wenn er streng und genau sein konnte, dennoch, hierin wieder echt katholisch, kein Verächter der guten Dinge des Lebens war, dafür haben wir ein anrührendes Zeugnis. So schickt er einmal vom Rhein aus dem Bischof *Ekbert von York* zwei Weinfässchen „mit der Bitte, euch davon mit Euren Brüdern einen fröhlichen Tag zu machen“.²⁰ Auch darin besteht seine Bedeutung für uns heute.

¹⁹ Briefe des Bonifatius (Anm. 4), 105.

²⁰ Vgl. aaO., 313.